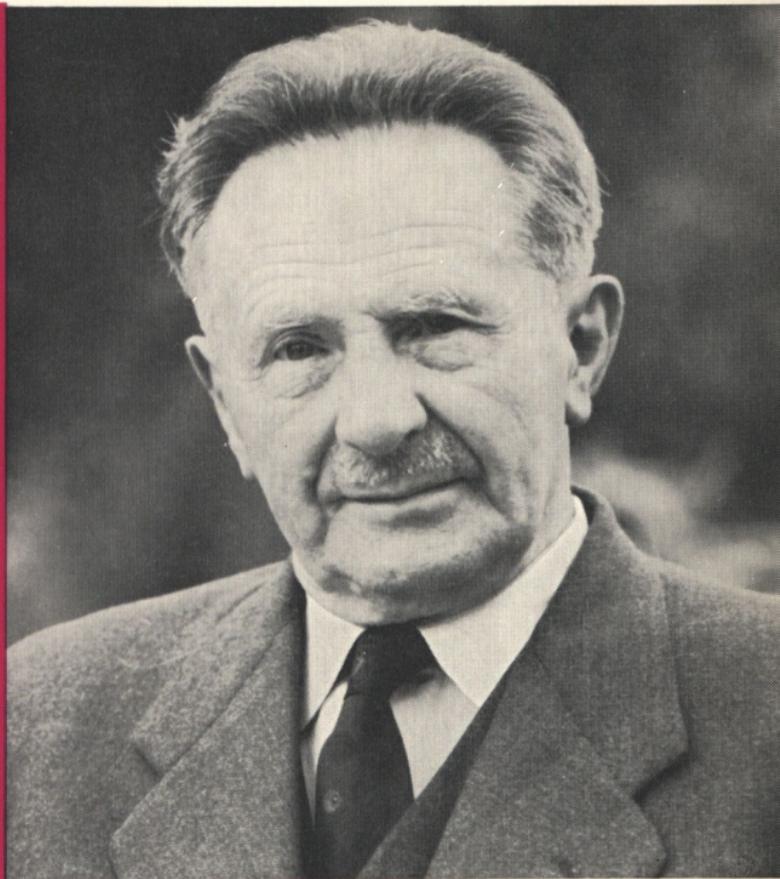


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN

Fritz Woike

Ein christlicher Arbeiterdichter

Fritz Schmidt-König

Band 171 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Fritz Woike

Ein christlicher Arbeiterdichter

Von

Fritz Schmidt-König



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

INHALT

Im Schatten der steinernen Stadt	5
Hinaus ins Leben	11
Die Seele fand	18
Der Liederquell beginnt zu fließen	25
Am stillen Herd	30
Nun ist es Herbst	43
„Fürchte dich nicht!“	52
Begegnung mit einem Gedicht Fritz Woikes	59
Nachwort	64
Benutzte Literatur	64

© 1965 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Im Schatten der steinernen Stadt

Wo einst der Mutter Hände
mein kleines Weh gestillt . . .
An aller Wege Ende
steht groß der Heimat Bild.

Der Heimat Bild — nie hat es Fritz Woike losgelassen. Seine Vaterstadt Breslau, in der er am 24. Juni 1890 geboren wurde, wie liebte er sie, wie hat er immer wieder von ihr erzählt! Von ihr und dem großen, grauen Mietshaus, in dem er seine Kindheit verbrachte. Der düstere Hausflur, das unheimliche Treppenhaus, das der kleine Fritz am Abend nur pfeifend durcheilte, um so die Furcht zu bannen, die das kleine Jungenherz erfüllte und angstvoll schlagen ließ.

Es war sehr eng in der elterlichen Wohnung in der Neudorfstraße. Eng und armselig. Der Vater, Breslauer von Geburt, konnte, da er schon früh die Mutter verlor, kein Handwerk erlernen. So wurde er Bauhilfsarbeiter und half mit seinem Verdienst der Familie. Die Mutter kam vom Lande, und niemals hat sie die Sehnsucht nach Wäldern und Wiesen verlassen.

Acht Kinder wurden den beiden in großer Liebe verbundenen Menschen geschenkt. Zwei starben noch im zarten Kindesalter. Die andern wurden mit viel Liebe erzogen. Die Liebe der Eltern war der Sonnen-

schein, der in das Schattendasein der Kinder fiel, so daß sie es gar nicht als solches empfanden.

Da war der Schatten der Armut. 1,80 Mark verdiente der Vater auf dem Bau. Um drei Uhr mußte er schon aufstehen. Die Mutter verließ bereits eine halbe Stunde früher das Nachtlager, um dem Vater eine warme Suppe oder den Kaffee zu bereiten. Auch die Mutter arbeitete mit. Sie hatte Aufwartestellen und wurde wegen ihres Fleißes und ihrer Treue sehr gern gesehen. Bis spät in die Nacht saß sie auf und flickte und stopfte die zerrissenen Sachen der Kinder. Nie dachte sie an sich selbst, immer nur an Mann und Kinder. Sie war nie krank, weil sie nicht krank sein wollte. Gewiß hat Fritz Woike auch an seine Eltern gedacht, als er später dichtete:

Wir haben nichts als unsre harten Hände,
das nackte Leben in der Armut Kleid;
das schmale Heute und die engen Wände
und unsre Sehnsucht, die nach Sonne schreit.

Und da war der Schatten der Arbeitslosigkeit. Im Winter wurde nicht gebaut; da war der Vater froh, wenn er beim Eishacken oder Eisladen helfen konnte und ein paar Pfennige verdiente. Glücklich war er, wenn er bei der Stadt Notstandsarbeiten verrichten konnte.

Und auch der Schatten der Krankheit fehlte nicht. Der Vater hatte viermal Lungenentzündung. Einmal lag er sechs Monate an Gelenkrheumatismus. Im Jahre

1932 starb er an Lungentuberkulose. Wenn Vater im Krankenhaus lag, bekam die Mutter für die ganze Familie drei Mark pro Tag Krankengeld. Wie wurden da die Schatten dunkler und schwerer!

Aber die Liebe der Eltern und besonders die der Mutter durchbrach alle Schatten und war das liebliche Licht, das mit mildem Schein die Tage umsonnte. Wie schön waren die Sonntagnachmittage! Wenn der Vater spazierenging und die Mutter bei ihrer Näharbeit am Fenster saß, hockten die Kinder um sie herum und lauschten den Volksliedern und Kirchenliedern, die sie mit ihrer schönen Sopranstimme sang. Oder sie erzählte aus ihrer Kinderzeit und führte im Geist ihre kleinen Zuhörer durch das Heimatdorf in der Gegend von Namslau, durch die frühlingfrohen Wälder und die reifenden Kornfelder. Tausend Lichter spielten in ihren Augen und zündeten Freuden- und Sehnsuchtsfeuer in den Herzen ihrer Kinder an.

Und dann das Weihnachtsfest! Während der Vater den Christbaum schmückt — die Kinder dürfen Stück für Stück der schimmernden und glitzernden Sterne und Engel und Kugeln zureichen —, eilt die Mutter hochroten Kopfes vom Ofen zum Tisch, vom Tisch zum Fenster. Die kleinen Näschen schnuppern begierig den Duft des frischgebackenen Kuchens und der Bratwürste, die bald mit Sauerkraut und polnischer Tunke und Kartoffeln auf den Tisch getragen und als regelmäßiges Heiligabend-Essen von Eltern und Kindern fröhlich verzehrt werden. Nun kann das

Christkind kommen! Und wirklich, es klopft an der Tür, die Mutter eilt mit der Petroleumlampe hinaus und spricht mit jemand. Ob es das Christkind ist? Neugierig und ein wenig ängstlich wagen es die Kinder, sich von den Stühlen zu erheben. Da geht die Lampe aus, und im Dunkeln hört man Schritte und spürt das Wehen von Gewändern. Da zündet die Mutter die Lampe wieder an, und dem ängstlichen Bangen in den großen Kinderaugen weicht seliges Entzücken. Da liegen die Geschenke! Der Vater zündet die Kerzen am Baum an, die Kleinen schreien auf vor Freude — und dann singen sie alle: „Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ Warum sich nur die Mutter mit der Schürze über die Augen fährt?

Es sind nur kleine und geringe Gaben, die auf dem Weihnachtstisch liegen. Am Morgen hat der Vater mit Schneeschippen zwei Mark verdient. Aber Äpfel und Nüsse und Pfefferkuchen, Strümpfe und Taschentücher und für jeden ein kleines Spielzeug hatten die Eltern doch kaufen können. Ohne Neid gegen andere Kinder, die mehr hatten, freute man sich der kleinen Herrlichkeiten von ganzem Herzen.

Fritz muß früh mit verdienen helfen. Schon als Neunjähriger trägt er Zeitungen aus. Die Schule beginnt im Sommer um sieben Uhr, im Winter um acht Uhr. Vorher aber muß die Tasche voller Zeitungen ausgetragen sein. Das bedeutet, daß er jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen muß. Ob Morgensonnenglanz die Straßen überschüttet oder Regensturm durch die

Gassen jagt oder Winterwind den Schnee zu hohen Wällen auftürmt, die Pflicht ruft den kleinen Kerl und treibt ihn treppauf, treppab. Gegen Abend wird das Abendblatt ausgetragen. Nicht immer mit Freuden, manchmal unter Tränen, besonders wenn die häufigen Zahnschmerzen quälen. Später wird aus dem Zeitungsjungen der Brötchenausträger und der Balljunge auf den Tennisplätzen.

Da blieb zum Spielen kaum Zeit, darum wurde jede freie Stunde doppelt schön empfunden und ausgenutzt. Der Spielplatz war der enge Hof, auf dem früher einmal — Fritz ging noch nicht zur Schule — ein Birnbaum gestanden hatte. Dieser Baum war mit seinem Blütenflor im Frühling und mit den saftigen Früchten im Herbst den Kindern ein rechtes Märchenland. Leider mußte dieses Stücklein Paradies dem Neubau einer Fabrik weichen.

Sonntags wurden die Kinder in die Kirche geschickt. Die Eltern kamen nicht mit. Die Mutter mußte ja ihren Dienst als Aufwartefrau tun, und der Vater war wohl im tiefsten Herzen ein still=frommer Mensch, aber ihm fehlte das Verlangen nach dem Gotteshaus und den Gottesdiensten. Wenn die Kinder auch nichts von der Predigt verstanden, so beeindruckten sie doch der feierliche Gottesdienst, die Stille des heiligen Raumes, das Orgelspiel und der Gemeindegesang. Fritz kam immer tiefbeglückt aus der Salvatorkirche nach Hause.

Und dann der Tag der Konfirmation! Der Vater mußte zur Arbeit, Urlaub gab es für solche Familienfeiern nicht. Aber die Mutter saß in ihrem schwarzen Brautkleid hinter dem Konfirmanden, der sich nicht umzuschauen wagte und ergriffen die Stimme der Mutter hörte, die mit der Gemeinde das alte Beichtlied sang: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar“.

Später fand die Mutter durch Vermittlung ihres Ältesten den Weg in die Gemeinschaft in der Neuen Gasse. Sie hat ihm diesen Dienst nie vergessen, und der Sohn hat den Dank der Mutter oft zu spüren bekommen.

Fritz Woike berichtet von seinen Besuchen im Elternhaus: „Wenn wir dann beieinander saßen, Vater, Mutter und ich, dann wurden Bibel und Gesangbuch geholt, und wir freuten uns miteinander der Gnade, die Gott immer wieder verkündigt und schenkt.“

Jahrzehnte später hat der Dichter seiner Mutter ein Denkmal gesetzt:

Mutter, deine Hände sind reiner als fallender Schnee,
Mutter, deine Hände sind weich und lindern das Weh;
Mutter, deine Hände sind hart von Arbeit und Not,
Mutter, deine Hände sind stärker als Grab und Tod.

Mutter, deine Hände sind oftmals im Traum der Nacht
mir aus den Kammern des Grabes zum Leben erwacht,

ziehn an dein Herz mich und streicheln mich heimlich
und lind,
und ich bin wieder wie einst dein geborgenes Kind.

Mutter, deine Hände, die segnend und treu geschafft,
sind mir im Leben immer heimlich wirkende Kraft;
Mutter, deine Hände, entrückt der lähmenden Zeit,
schaffen entfaltend weiter im Licht der Ewigkeit.

Hinaus ins Leben

Zu starker Tat der feste Wille,
das ist der Arbeit tiefster Klang;
wer tags geschafft, den grüßt die Stille
des Abends wie ein Lobgesang.

Im Schimmer der ersten Morgenfrühe dehnten sich die Anlagen einer Gärtnerei. Etwas zaghaft, aber dann mit fester Hand drückte der vierzehnjährige Fritz die Klinke des Gartentors herunter und betrat als Gärtnerlehrling das Neuland seines jungen Lebens. Eigentlich hatten die Eltern geplant, daß er Tischler werden sollte — aber der Plan hatte sich zerschlagen und der Junge war wohl auch froh darüber, zog ihn doch sein Herz, das feinfühlende, lieber zu den Pflanzenkindern, die unter der Sonne des Schöpfers sich von liebender Hand gern pflegen ließen. In den Sträuchern sangen die Vögel ihre Morgenlieder, und die Blätter und Blüten reckten sich dem neuen Tag ent-

gegen, so wie der spätere Dichter es dann in einem seiner Verse schildert:

Nun klingt es von Zäunen und Hecken
in glückdurchjubeltem Chor,
und Blättlein und Blüten sich strecken
zum warmgoldnen Licht empor.

Der Weg durch das Tor in die morgenschimmernde Welt war wohl der Weg hinaus ins Leben. Das Herz war voller Hoffnungen und Glückserwartungen, wie das in einem jungen Burschenherzen nicht anders sein kann. Die Ermahnungen und Gebete der Mutter begleiteten den jungen Mann, der eigentlich noch ein Kind war und der nun das Leben anpacken wollte:

Grüße den Morgen
mit lachendem Blick;
wehre den Sorgen
und hoffe auf Glück!

Zunächst erwies es sich, daß die ersehnte Freiheit, los und ledig der Schulfesseln, eine rechte Tyrannin war. Wenn auch der Vers, der damals unter den Gärtnersleuten im Schwange war: „Von morgens vier bis abends zehn kann man den Krauter schuftten sehn“, nicht immer buchstäblich in Erfüllung ging, so war die Arbeitszeit doch übermäßig lang und die Arbeit oft sehr schwer. Besonders schwer war es im Winter, wenn die Lehrjungen bis in die Nacht hinein die Öfen für die Treibhäuser heizen mußten.

Da die Lehrstelle nicht weit vom Elternhaus lag, blieben Fritz Heimat und Elternhaus in der Lehrlingszeit erhalten. Der Sonntag führte ihn oft aus der Stadt in den Wald. Wie mag er da in der sommerlichen Waldeinsamkeit, fernab vom lauten Lärm der Stadt, die Stille der grünen Welt und das Lied des Sommerwindes, der durch die Bäume harfte, in sich hineingetrunknen haben! Schneller schlug das junge Herz, sehnsuchtsvoll schauten die Augen in die Ferne, und die Gedanken suchten das leuchtende Land des Lebens, das in der Ferne wartete:

Heil'ge Unruh',
hehr und groß,
Sehnsucht du,
mein Weggenöß!

Reiß mein Herz
aus satter Ruh';
zieh mich aufwärts,
Sehnsucht du!

Im Frühling 1907 öffnete sich das Tor in die Welt abermals. Der Zug brachte den jungen Gärtnergehilfen in die Pfalz. Der Himmel hing voller Geigen, und ihr zukunftsfreudiges Lied übertönte den Abschiedsgesang des vom Fernweh getriebenen Herzens. In Ludwigshafen galt es umzusteigen, damit das Ziel, Neustadt, noch am selben Tag erreicht werden konnte. Die nahe Nacht wiegte den müden Reisenden in den

Schlaf. Türensclagen ließ ihn hochfahren: „Sind wir schon in Neustadt?“ Mitleidig klang die Antwort: „Längst vorbei, hier ist schon Homburg!“ Da stand der kühne Weltenstürmer mit schwerem Koffer und müdem Herzen auf dem Bahnsteig einer fremden Stadt und wagte kaum die Schritte zur Sperre, an der der Aufsichtsbeamte wartete. Wenn man den jungen Fritz Woike später gefragt hätte: „Gibt es Engel?“, er hätte bestimmt geantwortet: „Ja, mir ist einer in der Uniform eines Bahnbeamten begegnet, damals in Homburg!“ Fritz durfte im Wartesaal erster Klasse übernachten und bekam für die Weiterreise noch ein Fünfmarkstück zugesteckt. Wenn der Junge an jenem Abend hätte beten können, wie hätte er Gott gedankt, der überall seine Engel und Boten und Helfer bereithält!

Dein Sorgen zu beschämen,
kommt er in tiefer Nacht . . .
Es kann dir niemand nehmen,
was er dir zgedacht.

Neustadt war die erste Station auf dem Wanderweg, den der junge Fritz Woike mutig beschritt. Ein Weg, auf dem er Arbeit und Freude, aber auch wieder Armut und Leid fand. Der Achtzehnjährige warf dem Meister in der Pfalz den Krempel vor die Füße, kündigte und wandte sich gen Düsseldorf. „Ins Glück — ins Glück — ins Glück!“ sangen die Räder der Eisenbahn. Da rauschte der Rhein, da winkten frohe Men-

schen von den Dampfern, da grüßten die Burgen von den stolzen Bergen, da hatte der Frühling tausend blühende Pfirsichbäume an den Weg gestellt, da reiste ein unbekümmerter Jüngling mit sieben Pfennigen in der Tasche ins Ungewisse. War es jugendlicher Leichtsinns? Es war das heiße Blut, das in den Adern rann; es war die heiße Sehnsucht, die in den Herzen aller jungen Menschen brennt; es war das Verlangen nach Tat.

Ein fremder Vogel sang voll Glut
die Sehnsucht mir ins Wanderblut.

Nun träumt mein Herz in einem fort
von einem fremden Wunderort.

Ich wandre ohne Rast und Ruh':
O Wunderreich, wo weilst du?

Vielleicht war es eine Stunde des Erinnerns. Die Bilder der Jugendwanderfahrt standen wieder auf, und die Verse flossen aus der Feder:

Ich bin gewandert von Land zu Land,
in tiefer Sehnsucht das Herz entbrannt.

Ein Bronnen raunte in meiner Brust
von Himmelsfrieden und Erdenlust.

Ich habe gesucht am Strom der Zeit
und fand viel Tränen und Herzeleid,
viel irre Feuer, in Wahn entfacht,
und wenn sie sanken, war schwere Nacht.

Tief in mir selber hab' ich gesucht,
gelacht, gelitten, gefleht, geflucht,
in Sturm und Stille, in Lust und Pflicht;
doch was ich suchte, das fand ich nicht.
Nun bin ich müde, mein Herz treibt leer,
ein wrackes Boot in brandendem Meer.

Wieder standen Gottes Engel am Weg und führten ihn zu lieben Menschen, die sich des arbeitsuchenden Wanderburschen annahmen. So war es in Düsseldorf, so oder ähnlich war es in Witten, in Essen und anderen Städten, wo Fritz Woike als Gärtner arbeitete. Und wie in der Lehrlingszeit, so suchte er auch jetzt oft die Stille der Wälder, schaute beglückt die fruchtbaren Täler und sann am murmelnden Bach in die sternklare Nacht hinein. In der Welt der Schönheit draußen in der Natur fühlte er sich am wohlsten.

Noch eine Sehnsucht rang sich in seiner Jugendzeit zum Licht, die zum Theater. Schon als Schüler deklamierte er gern. Der Gesanglehrer, der die klare Knabenstimme schätzte, ermutigte ihn, Opernsänger zu werden. Aber diese Knabenwünsche scheiterten an der Armut der Eltern. Man kann verstehen, daß neben der Liebe zu allem Schönen auch die Verbitterung Platz gewann. Aber wenn er in der Oper saß, umrauscht vom Meer der Töne, ganz hingegeben der Musik und dem Gesang, überwältigt von der Gewalt der Chöre — dann wollte das Herz schier die Brust sprengen, dann füllten sich oft die Augen mit Tränen,

dann rannte der junge Mann aus dem Theater in die Nacht. Nur jetzt allein sein können, allein mit dem Glück, das man mit Worten nicht beschreiben kann und das nach wenigen Stunden wieder erlosch! Und die Not und der Kampf des Lebens warteten schon an der Tür, durch die das gleißende Glück entschwunden war.

Sehnsucht und Begeisterung trieben den jungen Vorwärtsstürmer auch in die Politik. Wie konnte er auch als Kind des vierten Standes, gottentfremdet und oft verbittert, an dem damals aufstrebenden Sozialismus vorbeigehen! In mancher Nachtstunde studierte er die Bücher, die ihm Rüstzeug im Kampf für das Proletariat geben sollten. Als bewußter Arbeiter der Faust fühlte er sich verbunden mit seinen Brüdern der Arbeit, die, von der Sehnsucht nach Freiheit getrieben, den Kampf aufnahmen.

Schwingt die Hämmer, regt die Hände,
stets am Anfang stand die Tat;
daß sich Not und Jammer wende,
Bruder sich zu Bruder fände,
du und ich nur Kamerad!

So führte der Weg Fritz Woikes über lichte Höhen und auch durchs Tal der Schatten, so wurde sein junges Herz hin- und hergerissen von Sehnsucht und Tatkraft, Bettlerdasein und bürgerlicher Geborgenheit. Gott aber, der reich ist an Erbarmen, wußte längst Zeit und Ort, da dieser Glücksucher den Quell

der rechten Freude und den Ort wahren Geborgenseins finden sollte.

Mich trieben Sehnsuchtsbrände
von Land zu Land.
Das Suchen nahm ein Ende,
die Seele fand.

Da deines Lichts Gefunkel
mein Herz berührt,
ward ich aus Qual und Dunkel
zum Licht geführt.

Nun liegt auf allen Wegen
dies stille Licht.
Ich geh' ihm froh entgegen,
mehr will ich nicht.

Die Seele fand

Und ob die Nacht auch bange
und drohend dich umdrängt,
getrost, es währt nicht lange;
er wacht, der alles lenkt.
Er ist mit dir im Bunde,
der Nacht und Wetter bricht;
sei still, zu seiner Stunde
schickt er dir schon das Licht!

Es war im Frühling 1913. Fritz Woike verrichtete wieder als Gärtner sein schweres Tagewerk in Essen. Er fand frohe Kameradschaft im Kreis der Kollegen.

Lärmendes Lachen füllte oft am Feierabend die ver-räucherte Unterkunft. Wegen einer Verletzung an der rechten Hand schickte die Krankenkasse Fritz in ihr Genesungsheim nach Heidhausen. Dort schloß er sich einem anderen jüngeren Mann an, der als Genesender aus dem HuysSENS-Stift in Essen entlassen war. Er erzählte begeistert und ergriffen von einer Diakonisse, Schwester Berta Fuhrmann, die durch die Treue ihres Dienstes und ihre mütterliche Art und auch durch ihr „Frommsein“ eine unverlöschbare Spur im Herzen mancher Patienten hinterlassen hatte. Nachdenklich und kopfschüttelnd lauschte Fritz Woike den Worten seines Kameraden. Der war ja wohl auf dem besten Wege, auch fromm zu werden. Er selbst — nein, fromm wollte er nicht werden! Überhaupt — Gott! Den Gott seiner Kindheit hatte er verloren. Den Gott der Frommen suchte er nicht. Ist das nicht der Gott, den die Leute nur in der Kirche dulden, und im Alltag geben sie ihm keinen Platz? Er hatte die Frommen kennengelernt. Bei seinem Lehrherrn hatte man bei Tisch lange Gebete gesprochen, aber das Essen der Lehrlinge war manchmal fast knapper gewesen als in seinem armen Elternhaus. Und hatte man nicht die schwache Kraft der Lehrjungen bis zum Letzten ausgenutzt? Und das alles im Haus eines Frommen!

Gott! — Im Kreis der Arbeitskollegen machte man sich über ihn lustig, in den Zeitungen fand man sein Zerrbild. Ganz bestimmt war das ein Zerrbild — wie aber war Gott wirklich?

Wie tief der Abgrund, der uns von ihm trennt!
Wir fühlen brennend, daß kein Fuß je könnt'
durch diese Tiefe zu dem Lichtfürst gehen;
wir können zitternd nur von ferne stehen.

Wie weiland der Herr Christus den Blinden vor den Toren Jerichos „vom Volk besonders nahm“, so nahm der Heiland aller Welt auch den jungen, seelenblinden Gärtnersmann „vom Volk besonders“. Eine Nierenentzündung machte ihn arbeitsunfähig. „Sofort ins Krankenhaus!“ sagte der Arzt nach der Untersuchung. Fritz wartete noch bis zur Mittagspause, er wollte nicht ohne Abschied von seinen Arbeitsgenossen gehen. Später erkannte er, daß Gott selbst den Weg zum Krankenhaus bis in die Mittagszeit verschoben hatte. Denn jetzt hatte Schwester Berta Fuhrmann Dienst im Huysens-Stift. Sie ging gerade vorüber, als Fritz wie ein Häufchen Unglück an der Pforte stand und den Bescheid bekam: „Alles besetzt! Wegen Überfüllung des Hauses können wir Sie nicht aufnehmen — leider!“ Schwester Berta blieb stehen. Auch sie wußte keinen Ausweg, zunächst jedenfalls nicht. Gott aber hatte den Weg schon gebahnt. „Warten Sie, vielleicht läßt es sich doch einrichten. Sie sind doch evangelisch?“ Mürrisch und mißtrauisch hob der Kranke den Kopf. Er war krank, erwartete Hilfe und Gesundung, was hatte das mit dem Glaubensbekenntnis zu tun? Er hatte alle Brücken zur Kirche abgebrochen. Und nun fragte man ihn danach! Leise,

zögernd bejahte er die Frage. Schwester Berta eilte die Treppe hinauf und kam nach wenigen Minuten leuchtenden Auges wieder: „Sie können bleiben. Ein Kranker aus Essen, auf dem Weg der Genesung, will zu Hause schlafen. Kommen Sie mit!“ Mütterlich geleitete sie Fritz ins Zimmer der Schwerkranken, wo sein Bett schon auf ihn wartete. Mit kundigen Händen half sie ihm und bettete ihn, wohlig streckte er die müden Glieder.

Seine Zimmer- und Leidensgenossen sprachen von ihrer Schwester Berta in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit. Fritz lernte das immer mehr verstehen. Es war tatsächlich so, daß von dieser Schwester so viel Kraft und mütterliche Liebe ausging; man konnte sich schwer dem Einfluß dieser frommen Frau entziehen. Mit der Heiterkeit ihres Herzens steckte sie auch den größten Griesgram an.

Am Abend saß die Schwester am Harmonium, und durch die geöffneten Türen der Krankenzimmer wehte wie eine weiche Wolke die Melodie eines Chorals. Es war der erste Choral, den Fritz nach Jahren wieder hörte und der ihm ein wenig das Tor zu einer anderen Welt öffnete. Zunächst aber wollte er dieses Tor gar nicht sehen und schon gar nicht den Lichtschimmer, der durch den winzig kleinen Spalt in seine Seele dringen wollte. Alles in ihm war Abwehr. Warum wurden hier fromme Lieder gespielt? Waren nicht wichtigere Dinge zu tun? So viel Not war im Land, Elend, Verbitterung, der Schrei nach Brot gellte aus

tausend Kehlen — und hier sang man Choräle und wollte kranke Menschen mit Bibelsprüchen benebeln! Kannte man nicht die Wirklichkeit des Lebens oder wollte man sie nicht kennen? Nach Freude und Licht verlangten die Menschenherzen, und man fütterte sie mit Versen aus schweinsledernen Bibelbänden und Großmutter's Gesangbuch!

Die Tage gingen dahin, die Wochen schwanden. Die Gesundung, bewirkt durch die ärztliche Hilfe und die treue Pflege der Schwestern, machte sich immer mehr bemerkbar. Die Kräfte des Körpers und die Lebendigkeit des Geistes kehrten langsam wieder zurück. Fritz hatte Zeit nachzudenken. Da war diese Schwester Berta, von allen Patienten geliebt und verehrt, und das mit Recht. Trotz der großen Arbeitslast, die auf ihr ruhte, war sie stets freundlich, wußte mit hilfreicher Hand die Schmerzen zu lindern und mit gütigem Wort manche Zweifel und Fragen zu zerstreuen. Und immer das große, stille Leuchten in ihren Augen! Woher nahm sie die Kraft der Liebe, die Kraft zum Tragen und Ertragen? Ob es ihr Glaube war? Keinem drängte sie ihren Glauben auf. Ihre Lieder und Andachten belasteten nicht, sondern erfreuten und waren ein Geschenk. Oft sehnte Fritz den Abend herbei, da Schwester Berta inmitten ihrer kleinen Hausgemeinde am Harmonium saß. Und er wartete auf den Augenblick, da die Schwester zu ihm von ihrem rätselhaften Christus sprechen würde. Aber sie schwieg. Ihr Dienst und ihr Wesen waren Bekenntnis.

Und er spürte es, daß mit dieser dienenden Pflegerin Jesus zu ihm getreten war. In jedem Handgriff, im freundlichen Gruß der Schwester fühlte er die stille Gewalt der Jesusliebe. Wann würde er diese Macht der Liebe anbeten und sich ihr ergeben? Würde dies überhaupt geschehen? Mußte Schwester Berta nicht endlich mit ihm über die geheimsten Dinge des Glaubens sprechen, mußte es nicht zu einem seelsorgerlichen Gespräch mit ihr kommen? Schwester Berta sprach nicht, sie diente nur, und so war es auch ein Dienst ihrer Freundlichkeit, daß sie dem Patienten auf seine Bitte hin ein Buch, ein bestimmtes Buch, als Lektüre reichte. Es war die Geschichte eines Lebens der Irrungen und der Heimkehr. Christus war in dieses Leben getreten und hatte alles neu gemacht.

Fritz las und las, und nach der letzten Seite dieses Buches stand er vor der größten Entscheidung seines Lebens. Es war eine Nacht der Not, der Einkehr und Hinkehr zu dem, dem er dann später das Danklied gesungen hat:

Laß mich in Lust und Schmerzen
nur nach dem Kreuze sehn,
mit deinem Kreuz im Herzen,
Herr, durch das Leben gehn!

Was auch an Glanz und Schätzen
die Erde lockend malt:
Nichts kann das Kreuz ersetzen,
das hell vom Himmel strahlt.

Bin ich des Treibens müde,
eil' ich zum Kreuze still.
Im Kreuz ist immer Friede,
geschehe, was da will.

Und kommt der Tod gegangen
und greift mir rauh ans Herz,
dann stillt das Kreuz mein Bangen
und trägt mich heimatwärts.

Das Suchen hatte ein Ende, die Seele fand! Ein Gedicht, in der Freude des neuen Lebens geschrieben, erzählte der Schwester vom Erlebnis dieser wunderbaren Nacht. In ihren Augen strahlte die Mitfreude auf. Ihre Gebete waren erhört, und am Nachmittag dieses Tages betete sie zum ersten Mal mit dem Heimgekehrten.

Einige Tage später, am Pfingstfest, saß Fritz im Garten des Krankenhauses, an Leib und Seele ein Genesender. Die Pfingstsonne überstrahlte die Blumenbeete und legte mit warmer Hand Lichtschleier um die Menschen, die hoffnungsfroh den Tag begrüßten. Ein Posaunenchor spielte die alten Pfingstweisen, und im Herzen klang das Gebet mit: „O Heil'ger Geist, kehre bei uns ein!“

Als Fritz in sein Zimmer zurückkam, lag eine Bibel auf seinem Bett, ein Geschenk von Schwester Berta. Mit ihren klaren Schriftzügen hatte sie hineingeschrieben: „Alle meine Quellen sind in dir!“ Wie hat er dieses Buch immer mehr lieb gewonnen, wie wurde

ihm Gottes Wort immer mehr zur Quelle der Kraft und Freude! In manchen seiner Gedichte hat er später von diesem Buch der Bücher, von diesem Brunnen der Erquickung und diesem Schatz gesprochen:

Es fließt ein Bronnen durch unsre Zeit,
der trägt die Wasser der Ewigkeit.

Wer draus getrunken, vergißt die Not,
dem glühn die Nächte wie Morgenrot.

Dem wird die Wüste zum Blütenhain,
der ist, ob einsam, doch nie allein.

Den schreckt nicht Tod, nicht Sünde und Schmerz,
ihn deckt ein Panzer von heiligem Erz.

Der geht durch Dornen und Sturmgebraus
in tiefem Frieden zum Vaterhaus.

Der Bronnen ewige Fülle hat;
o käm' doch jeder, und tränk' sich satt!

Der Liederquell beginnt zu fließen

Daß meine Lieder Boten sind,
send' ich sie wandernd aus;
vielleicht, daß doch ein Herz noch find't
durch sie den Weg nach Haus.

Vielleicht, wenn einem wandermüd
die Welt in Nacht versinkt,
ihm dann ein kleines Wanderlied
noch Wanderfreude bringt.

Weihnachten 1924 hielt Fritz Woike sein erstes Gedichtbändchen „Lichter am Wege“ mit zitternder Freude in der Hand. Der Verleger, Emil Müller in Barmen, der dem Dichter später ein lieber Freund wurde, hatte nach langem Zögern es gewagt und das blaue Büchlein, 150 Seiten stark, herausgebracht. Ein bekannter Pfarrer hatte dem Dichter den Gefallen getan — er selbst hätte es nicht gewagt — und das Manuskript nach Barmen geschickt, wo es zunächst ungelesen im Schreibtisch des Verlegers seinen Platz fand. Es bedurfte mehrmaligen Drängens des Pfarrers, ehe Emil Müller die Gedichte zur Hand nahm und las. Und dann erschien das Bändchen und wurde besonders von der Jugend gekauft und gelesen. „Einer, der aus unseren Reihen kommt“, sagte die christliche Arbeiterjugend. „Unser Dichter“, hieß es bald überall in den christlichen Jugendkreisen. „Der christliche Arbeiterdichter“, so ward Fritz Woike bald in der christlichen Welt bekannt. Wie ist er es geworden?

Die Lust zum Fabulieren hatte er wohl, wie weiland der Dichturfürst Goethe, vom Mütterlein. Wie lauschte der kleine Junge, wenn die Mutter den Kindern in der Schummerstunde aus ihrem Leben erzählte und Geschichten, die sie gelesen, weitergab! Und als er selbst erst lesen konnte, da waren Bücher seine Dauerfreunde. Wenn in der Schule Gedichte gelesen wurden, war er ganz dabei. Und wenn er gar selbst Gedichte sprechen durfte — dann war es ihm, als trügen ihn

fromme Hände in ein Land des Glücks und der Seligkeit. Wie verehrte er die Dichter!

Was ihn trieb, sich als Dreizehnjähriger als Dichter zu versuchen — er hat später nur darüber gelacht und sich selbst ein wenig verspottend davon erzählt:

„Ach, es war doch schwerer, als ich gedacht hatte. Zwar die erste Zeile floß mir nur so aus der Feder, Verzeihung . . . aus dem Bleistift. Der Mitwelt sei dieses Erzeugnis nicht vorenthalten: „Die Bäume rauschen um mich her . . .“ Der Traum des Großstadtkindes, dem der Wald eine Märchenwelt schien. Damit war aber auch alles schon vorbei. Ich druckste und druckste — ich gab meinem Pegasus die Sporen. Ich nagte an meinem Bleistift — ich wiederholte — Die Bäume rauschen um mich her — ich schwitzte — ich geriet in Raserei — Umsonst — es ging nicht mehr weiter.

Und ich armer Erdenwurm hatte gehofft, die Verse müßten nur so herauskollern wie Erbsen aus einer Tüte. Ich nahm noch einmal einen gewaltigen Anlauf. Mit Zuckerbrot und Peitsche bearbeitete ich den armen Gaul. Einmal mußte es doch gelingen. Schon wies der Bleistift schmerzhaft Wunden meiner dichterischen Tätigkeit auf, als wenn die Mäuse dran genagt hätten. Das alles rührte mein geflügeltes Roß nicht. Ob es überhaupt Flügel hatte oder nur ein ganz gewöhnlicher Karrengaul war? Aus . . .

Der Traum war hin. Ich stand wieder mit beiden Beinen auf der ach so kalten Erde. Ich war grausam

ernüchtert. Nie wieder würde ich das versuchen. Mit der ganzen Verachtung, deren ich mit meinen dreizehn Jahren fähig war, steckte ich Bleistift und Papier wieder in meine Hosentasche. Nun möge das Blatt ruhen zwischen Nägeln, Hosenknöpfen, Draht und anderen Kostbarkeiten. Ich war kuriert, endgültig . . .“

Dieses „Nie wieder . . .“ währte allerdings nur ungefähr fünf Jahre. Es war in Witten bei der Arbeit als Gärtnergehilfe, als ein Arbeitskollege beim Hekenschneiden plötzlich fragte: „Du – wollen wir einmal zusammen dichten?“ Und sie dichteten, d. h. der junge Fritz Woike brachte am nächsten Morgen ein fertiges Produkt seiner Dichtkunst mit, der Urheber solchen Tuns aber stand da mit leeren Händen und dummem Gesicht. In einer leichten Stunde hat Fritz Woike später den ersten Vers seines ersten Gedichts preisgegeben, und so möge er auch hier stehen:

Am geschwätz'gen Silberbache,
wo die duft'gen Veilchen blühn,
unter einem Blütendache
hab' ich einst das Glück gesehn.

Nicht schlecht für einen achtzehnjährigen Gärtnerburschen! Aber man muß bedenken, hier brach ein Brunnlein auf, ein Rinnsal noch und doch klar und hell, in dem sich des Himmels Blau spiegelte. Es blieb nicht bei diesem einen Gedicht. Manche stille Abendstunde fand den jungen Mann, Papier und Bleistift in den Händen, die linde Luft und den Mondschein

genießend und dichtend. Zwei handgeschriebene Bändchen mit Versen, vom Dichter wohl verborgen, gaben Zeugnis vom Sturm und Drang einer jungen Dichterseele. Später, als er schreiben konnte: „Die Seele fand . . .“, sprudelte und floß die Quelle immer mehr, heller und reicher. Und der Dichter wußte, und die Leser empfanden es auch: Hier hat Gott selbst den Brunnquell geschenkt, der nun fließt und überfließt, und der Dichter schöpft eigentlich nur und reicht den Trunk weiter, und alle sind dankbar und beten an, Dichter und Leser.

Die ersten Gedichtbändchen „Lichter am Wege“, „Von Wegfahrt und Heimkehr“, „Fern leuchtet ein Land“, „Recke dich zum Licht empor“, „Die Sonne wartet dein“, „Von stillen Wegen“, „Klingt ein Ruf im Sturm der Zeit“ erlebten mehrere Auflagen. Postkarten mit Woike=Versen, ein Gedichtkarten=Kalendar „Heller Schein“ brachten vielen Menschen Freude und Segen. Dankbar und demütig bekennt Fritz Woike:

Ich bin der Lieder Meister nicht,
die Lieder sind nicht mein;
ganz heimlich hab' ich nur gelauscht
dem Liederbrünnelein.

Es floß mir zu, weiß selbst nicht wie;
keck hab ich zugelangt
und tief beim Schöpfen mich gebeugt,
dem Herrn der Quell' gedankt.

Am stillen Herd

An deinen Händen geht sich's gut,
die Nacht wird sonnenhell;
tief rauscht im wandermüden Blut
der Heimat Friedequell.

Als Genesender an Leib und Seele hatte Fritz Woike im Sommer 1913 das Krankenhaus in Essen verlassen. In seinem Herzen wuchs wieder der alte Wunsch, Helfer der Armen und Verlassenen zu werden. Ganz ohne eigenes Zutun wurde ihm der Weg geebnet. Er durfte als Erziehungsgehilfe in ein Kinderheim in Polkwitz (Schlesien) eintreten. Später wollte er als Diakon ins Hamburger Rauhe Haus gehen. Der erste Weltkrieg machte einen Strich durch alles Planen und Hoffen. Inzwischen hatte er sich verlobt. Aber Braut und Eltern ließen ihn ziehen, als er sich als Kriegsfreiwilliger meldete und bald ins Feld kam. Wegen einer Verwundung wurde er im März 1915 als Soldat entlassen und kehrte zu seinen Jungen ins Kinderheim zurück.

Ende des Jahres 1918 heiratete er seine Frau Elsa geb. Peucker. Dankbar bekannte er einmal von seiner Ehe: „Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schön Erbteil geworden.“ Schwer war der Anfang des eigenen Hausstandes in der damaligen Notzeit. Der Weg der jungen Eheleute und späteren Familie führte von Breslau über Wittenberg nach Opladen im Rheinland. Es war ein weiter und sehr oft ein harter

Weg. Aber es war ein Weg an der Hand und unter der Leitung und dem Segen des Ewigen:

Es sind viel Schmerzen in der Welt,
viel Sehnsucht, die zur Erde fällt.

Viel Hoffen keimt an jedem Tag,
das sich zum Licht nicht recken mag.

Viel Herzweh brennt im Abendrot
von schwerer Last und grauer Not.

Viel Tränen fließen jede Nacht,
die nicht der Schlaf zur Ruh' gebracht.

Wohl dem, der in dem grauen Kreis
den Weg zu Gottes Herzen weiß!

Arbeitslosigkeit — Hunger — sorgenschwere Nächte — immer wieder mußten der Beruf und der Arbeitsplatz gewechselt werden. Ein Weg, gewiß an Gottes Hand, aber durch die Wüste der Not.

Es ist ein sonniger Junitag des Jahres 1922. Schwere Schritte betrat der Arbeitslose das Büro des Eisenbahnbetriebswerks in Opladen. Die Bitte um Arbeit kommt zögernd über die Lippen. „Sie bleiben ja doch nicht bei der Bahn“, mit einer Handbewegung wischt der Dienstvorsteher Bitte und zagendes Hoffen beiseite. Fritz Woike hat später in einem Buch der Erinnerungen davon erzählt. Vom bangen Klopfen seines Herzens in der Stunde dort im Büro. Wenn er nicht angenommen wird, dann weiß er nicht aus noch

ein. Der nackte Hunger überfällt ihn und seine Familie. Solche Minuten zitternden Wartens haben damals Tausende erlebt. Man stand wie auf heißen Kohlen, man wagte kaum zu atmen. Man schloß die Augen und sah doch immer wieder das Bild der wartenden Frau zu Hause, die Kinder mit den dünnen Ärmchen und großen Augen: „Vater, bringst du Brot?“ Wer das miterlebt hat, kann Fritz Woike verstehen, wie sein Herz jubelte, als er die Antwort hörte: „Ich will es mit Ihnen versuchen. Lassen Sie sich die Papiere fertigmachen!“ Arbeit! Ein neuer Beruf! Brot für die Familie!

Der Weg nach Hause war ein einziger Freudentanz. Das glückhafte Leuchten in den Augen der Gattin, das Jauchzen der Kinder! Vergessen war die Zeit der Not und dürftigen Armut. Aber im Herzen blieb das Verstehen für den Bruder, der als Arbeitsloser untätig am Markte stehen und warten muß:

Wir stehn wie ausrangierte Wagen,
um die sich keiner kümmert,
auf totem Gleis
abseits vom Leben
und sind lebendig tot.

Und um uns singt das übervolle Leben
und hält uns lachend
seine reifen Trauben hin.
Und tausend Brücken singen
sich ins Licht,

und Freude lockt
und Ferne glitzert.
Wie Siegesfahnen ziehn
Rauchschwaden
aus durchgluteten Kaminen;
die Straßen beben in verhaltner Kraft,
und unser Blut klopft
mit dem Herzschlag der Maschinen.

Wir aber strecken scheu wie Bettler
die arbeitsheißen Hände
stumm und vergeblich
nur ins Leere,
denn uns bedarf man nicht . . .

O diese Not:
vergessen sein vom Leben,
zu keiner Pflicht berufen,
und wie ein totes Spielzeug nur
die Tage nutzlos aneinanderreihn!
O diese Not in unsern engen Kammern,
o die verweinten Augen unsrer Frau'n,
o diese Fragen unsrer Kinder,
o diese Nächte, da der Schlaf uns meidet
und wir dem Leben selber fluchen . . .

Wir stehn wie ausrangierte Wagen,
um die sich keiner kümmert,
auf totem Gleis
abseits vom Leben
und sind lebendig . . . tot . . . !

Natürlich war für Fritz Woike zuerst alles fremd auf dem neuen Arbeitsplatz. Wie unbeholfen stellte er sich manchmal an, wie überflüssig kam er sich oft vor! Es galt, die Zähne zusammenzubeißen, den Willen zu stärken: Ich muß! Ich muß! Ich muß! Und von Tag zu Tag machte die neue Arbeit mehr Freude, fühlte er sich wohl in der Welt der Kessel und Kolben, der fauchenden Ungeheuer. Immer näher kam er auch den Menschen, die mit ihm Schulter an Schulter schafften und werkten. Bald war er einer der ihren, und es entstand herzliche Kameradschaft. Die Freude an der Arbeit erfüllte sie alle.

Wieder seine Hände regen,
wieder durchs Fabriktor gehn;
wieder in der Arbeit Segen
wie in froher Ernte stehn.

Wieder Brot den Kindern geben,
das die eigne Hand geschafft;
endlich wieder einmal leben
aus verströmter Manneskraft.

Endlich einmal früh am Morgen
nicht vor leerem Tage stehn;
nach dem Nebelmeer der Sorgen
wieder einmal Sonne sehn.

Endlich einmal wieder lachen
in der Kameraden Reihn;
wieder seine Arbeit machen . . .
endlich, endlich Mensch zu sein.

In der Lutherstadt Wittenberg war das erste Kind, ein Sohn, geboren. Fünf weitere folgten. Drei Buben und drei Mädels erfreuten und umspielten die jungen Eltern. Ein volles Nest! Bald wurde es zu eng. „Ein eigenes Haus“, das war schon immer der Wunsch der Eltern gewesen, aber es schien ein Wunschtraum zu bleiben. Armut baut keine Häuser. Und doch hatte Gott schon längst für die Seinen ein Haus bereit, und wunderbar war der Weg zu diesem Eigenheim.

„Landhaus zu verkaufen“, so stand als Überschrift einer Anzeige in der Tageszeitung. Fritz Woike schob das Blatt seiner Frau hin, und beide mußten lachen. Das wäre ein Haus für uns — aber woher das viele Geld nehmen? Wenigstens die Anzahlung mußte bereitliegen; sie lag aber nicht bereit. Trotzdem wagte man es, hinzugehen und das Haus anzusehen. Der erste Eindruck war: Das ist das richtige Nest für unsere Familie. Passend die Räume und vor allem: der herrliche Garten, ein wahres Paradies für die Kinder!

Der Hausbesitzer nannte den Preis und fragte: „Die Anzahlung können Sie doch leisten?“ Ganz offen mußte ihm das Ehepaar Woike sagen: „Was wir haben, reicht nur für die Kaufsteuer; aber an dem Tag, da der Kaufvertrag abgeschlossen wird, erhalten Sie die ganze Summe.“ Etwas ungläubig schaute der Mann drein, was man durchaus verstehen konnte. Aber das Versprechen war gegeben worden und sollte auch gehalten werden. In den nächsten Wochen gab es

manches Bemühen, das versprochene Geld zu besorgen. Auch manches Gebet ist zum Throne Gottes aufgestiegen.

Wir standen betend oft an Gottes Thron
und gingen scheinbar doch ganz leer davon
und hatten doch so glaubensvoll gefleht.
Leis kam ein Zweifeln: Hört er auch Gebet?
Und nun ward es so dunkel um uns her,
von bangen Fragen ward das Herz uns schwer.
So ging die Zeit, und alles Hoffen schwand,
daß je dies Flehen noch Erhörung fand.

Und dann auf einmal kam mit vollem Segen
uns eine reiche Gabe unverhofft entgegen,
so wundervoll, wie wir es nie geahnt.
Da fühlten wir: Das kommt aus Gottes Hand,
das ist die Antwort unserm heißen Flehen,
und lernten tief beschämt den Herrn verstehen.

Wie in diesem Gedicht geschildert, so wurde es damals in Opladen erlebt. Freunde halfen, und es fehlte nur noch ein Rest der geforderten Anzahlung. Fritz Woike erzählt später davon:

„Ich fuhr an einem strahlenden Maienmorgen zu einem Bekannten, von dem ich hoffte, daß er mir den letzten Rest des notwendigen Geldes leihen würde. Am Ziel meiner Reise angelangt, hörte ich von einem Vertrauten jenes Mannes, daß ich wohl kaum das Geld erhalten könne. Es war in den Zeiten der großen

Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit, und das Geld knapp. Ziemlich bedrückt ging ich um die Mittagszeit in das Haus des Mannes, von dem es jetzt noch allein abhing, ob ich das Haus erwerben und damit den Kindern eine Heimat würde schaffen können.

Wir sprachen während der Mittagsmahlzeit über mancherlei, nur nicht über das, was mein Herz so bewegte. Mitten hinein in meine Gedanken fragte mein Gastgeber plötzlich: ‚Und nun möchten Sie wohl auch wissen, wie es mit Ihrer Sache steht?‘ Etwas unsicher antwortete ich: ‚Ich weiß, daß ich das Geld von Ihnen nicht bekommen kann; aber ich bin ganz gewiß, daß ich es erhalten werde.‘

Er blickte seine Frau an: ‚Nein, Sie erhalten es von mir.‘ ‚Bitte, jetzt keine Scherze, ich kann es im Augenblick nicht ertragen‘, entgegnete ich, während mir das Herz bis zum Hals hinauf schlug. ‚Es ist mir völlig Ernst‘, sagte er schlicht. ‚Sie bekommen das Geld von mir.‘

Mir schossen die Tränen in die Augen, so überwältigte mich dieses Wort, und auch in den Augen der hilfreichen Menschen schimmerte es feucht. Es war einer jener Augenblicke, die man nie vergißt.

‚Es ist das letzte Geld, das ich zur Zeit auf der Bank habe‘, sagte der gütige Geber, als er mir den Scheck schrieb, ‚Sie können es gleich selber dort holen.‘ Ohne Quittung, ohne Bedingung legte er den Scheck vertrauensvoll in meine Hände. Das war eine wunder-

same Heimfahrt und ein inniger, gemeinsamer Dank gegen Gott!

Einige Tage später saß ich mit meiner Frau im Vorzimmer des Notars, um den Kaufvertrag abzuschließen. Mein Verleger und jener Kaufmann aus Opladen brachten mir das versprochene Geld. Während ich noch zählte, kam der Hauseigentümer herein. Ich schob ihm das Bündel Banknoten zu und sagte: ‚Bitte, zählen Sie weiter, ich habe das Geld soeben erst erhalten; zur rechten Stunde, wie ich es Ihnen versprochen hatte.‘ Eine Viertelstunde später hatten wir für uns und unsere Kinder ein warmes Nest.

An einem strahlenden Maienmorgen zogen wir dort ein. Beete und Bäume blühten, Finken und Amseln sangen, und die Kinder jubelten. Lange stand ich vor dem Haus, das Gott uns so wunderbar gegeben hatte, mit gefalteten Händen. Als ich die Stufen zu dem Garten emporstieg, klang in meinem Herzen als dankbares Gelöbnis unser Trauspruch: ‚Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.‘“

So berichtet Fritz Woike in seinem „Bilderbuch meines Lebens“. Es ist ein Zeugnis von der Treue und Liebe Gottes und seiner Allmacht.

In vielen Versen hat der Dichter vom Leben am stillen Herd berichtet und so seine Leser teilnehmen lassen an freudvollen und leidgesegneten Tagen. Seiner Frau und den Kindern hat er damit einen bunten Blütenkranz holder Erinnerung gewunden. Eins der bekanntesten Gedichte möge hier stehen und dem

Leser einen Blick gönnen in eine Sonntagmorgen-
stunde.

Am Sonntagmorgen

Und wenn der Sonntagmorgen lacht
und unsre Kükenschar erwacht —
dann währt es nicht lange,
kommt so eine Range
ins Bett mir hinein
und kuschelt sich ein.
Was will ich machen . . .
als lachen?

Und ist es ein Weilchen später,
kommt noch so ein Missetäter
mit Schmeicheln und Bitten
ans Bett mir geschritten.
Ein freudiger Satz . . .
wupp . . . ist er am Platz!
Was will ich machen . . .
als lachen?

Und ist ein Augenblick vorbei,
kommt Nummer drei.
Mit fliegenden Locken
im Hemd ohne Socken,
mit plapperndem Mund,
und . . .
was will ich machen . . .
als lachen?

Und noch einmal geht die Tür;
Nummer vier.
Nun wird's aber enge,
welch ein Gedränge!
Eh ich mich versehn,
ist's schon geschehn.
Was will ich machen . . .
als lachen?

Welch ein Gewimmel
im Kinderhimmel . . .
Zur rechten Seite,
zur linken Seite,
zu Fuß und zu Kopf
ein Kinderschopf.
Und plappernde Zungen
von Mädels und Jungen.
Der Vater dazwischen,
und kann nicht entwischen
dem Schelmenglicht
und . . . will es auch nicht.

Und da . . . in der Ecke,
ganz im Verstecke,
ein Kinderbett.
Drollig und nett
zupft dort ein Händchen
an Knopf und Bändchen
und juchzt und lacht:
Nummer fünf ist erwacht

— — — — —
Was will ich machen . . .
als lachen?

Wie auf einer Schnur die Perlen, so reihen sich Jahr an Jahr. Und jedes gefüllt mit sonnigen und trüben, aber immer erlebnisreichen Tagen.

Da sind die samtdunklen Feierabendstunden. Die Hausfrau, müde vom Tagewerk, schafft immer noch in der Küche. Der Vater, eng umkuschelt von seiner Kinderschar, muß erzählen. Er führt die Kleinen in das Land der Märchen, in die Welt der eigenen Kindheit, voller Schatten und Sorgen um das karge Brot. Mit weit aufgerissenen Äuglein und klopfenden Herzen hören die Kinder zu. Wie schwer hat es Vater doch als Kind gehabt, und verständlich ist der glückselige Seufzer der kleinen Tochter: „Vater, jetzt freust du dich aber, daß du bei uns bist!“ Ja, er freute sich und lachte lauthals.

Ja, dieses Lachen der Großen und der Kleinen, wie es doch die Tage durchsonnt und verschönt! Wie haben die Kinder es genossen und später die Enkel! Wie hat es die Feste erfüllt und überstrahlt! Der erste Zahn im Rosenmündchen des Kleinen wird gefeiert, der erste Schritt, der erste Ausflug in den Garten. Sonnige, lachende Dichterwelt!

Und dann die Ausflüge! Das Übernachten im Zelt! Über ihnen der helle Sternenhimmel. Die Nacht löscht alle Dinge aus, die Stimmen werden leiser und ver-

stummen dann ganz. Tapfer sitzt „die Wache“ am Zelteingang, fröstelnd in der kühlen Nachtluft. Wie gut, daß der Vater nicht schlafen kann und dem kleinen Wachmann Gesellschaft leistet! Halt! da regt sich etwas im Gebüsch! „Wer da?“ Ein Überfall der Schulfreunde unterbricht die Nachtruhe und ist sooo aufregend. Frühlingsblaue Wanderfahrt, wie schön, wie schön!

Die Kinder wachsen heran und bringen ihre zukünftigen Frauen und Männer ins Haus. Der zweite Weltkrieg schickt die Söhne in die Ferne, wo der Tod lauert. Tage des Bangens, wenn Briefe ausbleiben. Millionen Eltern haben das erlebt. Im Dichterhaus im Rheinland hat es viele solcher Tage gegeben.

Aus quälender Ungewißheit wird schmerzliche Gewißheit: Hansgeorg, der Älteste, seit November 1941 als Leutnant zur See im nördlichen Eismeer vermißt, kehrt nicht mehr heim.

Als der Dichter nach dem Krieg wieder einen Band Gedichte herausbrachte, widmete er das Buch „Fallendes Korn“ dem vermißten Sohn. In ihm finden wir folgende Verse, die ein Bekenntnis sind, Bekenntnis lebendigen Glaubens in einer sterbenden Welt:

Wer jetzt allein steht, muß der Qual erliegen;
wer jetzt nicht glaubt, dem Sturm zum Opfer fällt;
In diesem Kampf kann nur der Jünger siegen,
der sich an Gott und sein Erbarmen hält.

Ihm strahlt ein Licht auch in den schwersten Nächten,
heilt linde Hand des Lebens dumpfen Schmerz;
ihm strömen Kräfte aus verborgnen Schächten:
Er ist geborgen an der Allmacht Herz.

Nun ist es Herbst

Nun ist es Herbst. Bald werden Stürme wehn;
denk an dein Haus, daß fest es möge stehn!
Denk an den Herrn, er hält allein dich fest;
Es kommt ein Tag, da du dein Haus verläßt.

Herbst! Zeit der Reife, Zeit der Ernte, Zeit des Absterbens. Das blasse Blau des Himmels, der müde Glanz der Sonne, der Reif der kalten Nächte künden den Herbst in der Natur. Das Nachlassen der Kräfte, die müden Augen und die wachsende Sehnsucht nach Ruhe mahnen den Menschen: Du stehst im Herbst des Lebens! Herbstzeit ist Erntezeit! Fritz Woike konnte auf eine reiche Lebensernte zurückschauen. Wohl ein Dutzend Bücher mit seinen Versen hatte er seiner großen Lesergemeinde übergeben können. Sein Kalender „Heller Schein“ wurde vielen Menschen zum Weggenossen durch das Jahr. Tausende und aber Tausende Gedichtpostkarten brachten Freude und Segen. Reiche Dichterernte!

Das Dichterleben Fritz Woikes war eigentlich sein „zweites“ Leben. In den Arbeitspausen und Feierabendstunden war der Dichter am Werk. Der Alltag

sah ihn als immer eifrigen und treuen Beamten der Bahn seinen Dienst tun. Bis eines Tages die Kräfte nachließen und er sich oft nur noch mit letzter Kraft hinschleppte. Seine Tochter Ruth schreibt in einem Brief:

„Mein Vater war damals körperlich sehr schwach, und sein Herz machte ihm sehr zu schaffen. Er schlief nächtelang fast gar nicht und mußte doch seinen Dienst versehen. Ich weiß, wie schwer es meinem Vater in früheren Jahren oft war, seinen Dienst als ‚kleiner Beamter‘ bei der Eisenbahn zu tun. Damals aber mehr aus dem Grunde, weil dieser Eisenbahndienst seine ganzen Kräfte brauchte, während Vater so gern Zeit und Kraft für sein Dichten gehabt hätte. Wie oft mag mein Vater diese Not vor Gott hingelegt haben, aber es zeichnete sich kein Weg ab, daß er seine Beschäftigung bei der Eisenbahn hätte aufgeben können. Mein Vater hat sich auch da demütig unter Gottes Führung gebeugt und wußte, daß er den Weg gehen mußte, den er geführt wurde. Wir Kinder waren zum Teil noch lange in der Ausbildung, und wenn das Gehalt auch nicht groß war, so war es immerhin eine feste Einnahme. Als Vater im Jahre 1947 am Ende seiner physischen Kräfte war, wurde er von dem Eisenbahndienst durch die Pensionierung frei.“

Es war wohl in den Jahren 1941/42. Fritz Woike war während seines Dienstes zusammengebrochen. Er mußte lange Zeit ausspannen, aber die alten Kräfte

kamen nicht mehr wieder. Die Kriegs- und Nachkriegsjahre, die Bombennächte und Hungerzeiten ließen den geschwächten Körper nicht mehr gesund werden. Da kam im Jahre 1947 der entscheidende Tag. In seinen Erinnerungen „Aus dem Bilderbuch meines Lebens“ schreibt Fritz Woike darüber:

„Immer öfter mußte ich ausspannen, immer schwerer wurde mir der Dienst, und ich dachte ernsthaft darüber nach, was nun werden sollte. Ich war noch zu jung, um in den Ruhestand zu treten, hatte unverorgte Kinder und konnte nur ein kleines Ruhegehalt erwarten. Gott wußte um unsere Not, dessen war ich gewiß, und ich war bereit, den Weg zu gehen, den er mich führen würde; aber ich wußte diesen Weg nicht.

Als ich eines Morgens wieder zum Dienst ging, ahnte ich nicht, daß es mein letzter Arbeitstag bei der Eisenbahn sein würde. Zunächst ging alles gut, und ich hatte schon einige Stunden gearbeitet, als ich merkte, daß ich wieder am Ende meiner Kraft war. Ich hatte oft über das alles mit Gott gesprochen und tat das auch jetzt wieder; diesmal aber betete ich: ‚Herr, wenn es dein Wille ist, daß ich aus dem Dienst scheiden soll, dann gib es bitte dem Arzt ein, daß er mich fragt, ob ich pensioniert werden wolle!‘

Bald darauf verließ ich die Dienststelle und ging zu unserm Hausarzt, der mich bisher behandelt hatte. Lange mußte ich im Vorzimmer warten, und dann geschah das Unerwartete. Nachdem wir uns begrüßt hatten, fragte er, noch ehe er mich untersucht hatte:

„Wollen Sie pensioniert werden?“ Ich starrte ihn einen Augenblick an und vergaß zu antworten. Wortwörtlich, wie ich es mir erbeten hatte, war die Frage des Arztes gekommen. Mein Weg war mir klar vorgezeichnet, und nach kurzem Besinnen sagte ich: „Ja!“

Ein neuer Abschnitt meines Lebens hatte begonnen, und Gott selber hatte mir den Weg gezeigt. Damals wußte ich noch nicht, durch wieviel wirtschaftliche Not uns dieser Weg einmal führen würde; aber es war der Weg, den Gott für mich bestimmt hatte, und ich konnte nur danken.

Nicht immer antwortet der Herr des Lebens so eindeutig, und wir haben kein Recht, ihm vorzuschreiben, auf welche Weise er uns antworten soll. Immer aber erbarmt er sich seiner Kinder und führt sie auf rechter Straße um seines Namens willen.“

Wie schon so oft in seinem Leben hatte Fritz Woike es erlebt, daß Gott das Gebet seiner Kinder hört und immer Licht für den nächsten Schritt schenkt. In seinen Gedichten zum Vaterunser hatte er schon zwanzig Jahre vorher geschrieben und gebetet:

Gib Gesundheit, Mut und Stärke
und Geduld in Last und Schmerzen;
schenk Gedeihen unserm Werke
und die Freude unsern Herzen!

In aller Niedrigkeit des menschlichen Lebens, in aller Kleinheit des Alltags hatte er immer die Größe Gottes erlebt, in aller Erbärmlichkeit des Irdischen die

glanzvolle Herrlichkeit des Ewigen. Als einer, der sich unter den Willen Gottes stellt, wußte er sich von den Händen Gottes gehalten und gestaltet. So kann er sich und seinen Lesern den Rat geben:

Schreib Gott den Weg nicht vor, wie er dich führen soll!

Er ist bei dir, sein Herz ist gnadenvoll.

Nie irrt die Hand, die alle Welt gemacht.

Vertrau ihm still, er hat es wohl bedacht!

Als Arbeiter und Beamter der Eisenbahn hatte Fritz Woike nun Feierabend, als Dichter gab ihm Gott nun erst recht Aufgaben und auch die Zeit dazu. Wenn es sein körperlicher Zustand zuließ, folgte er gern den Rufen um Vortragsabende. Schon vor dem Krieg hatten ihn seine Vortragsreisen durch ganz Deutschland und auch durch die Schweiz geführt. Kirchengemeinden und freikirchliche Gemeinden, besonders aber Jugendgruppen riefen ihn immer wieder.

Fritz Woike hatte die Gabe, junge Menschen anzusprechen, und so ist es verständlich, daß ein Pfarrer, der eine Jugendfreizeit zu halten hatte, später bekannte, daß die Herzen der Jungen erst nach dem Dichterabend Fritz Woikes sich geöffnet hatten für die Botschaft von Christus.

Auch um Evangelisationen wurde der Dichter gebeten. Er hielt mehrere im Rheinland und in Darmstadt. Vertretungsweise hat er auch Gottesdienste gehalten und in verschiedenen kirchlichen und freikirch-

lichen Gotteshäusern gepredigt. In den Männerkreisen der Gemeinden oder bei Zusammenkünften des CVJM traf man ihn oft. Sein Wort hatte Gewicht, weil es in tiefer Gläubigkeit wurzelte.

Die Vortragsreisen führten den Dichter buchstäblich in Hütte und Schloß. Wie konnte er von seinen Reiseerlebnissen erzählen! Manche heitere und auch manche tiefernte Begebenheit wußte er zu berichten. So war er einmal Gast im Schloß eines Gutsherrn. Da die Gastgeber schon gegessen hatten, mußte er das Abendessen allein genießen. Während die Hausfrau ihm plaudernd gegenüber saß, stand steif und feierlich der Diener hinter seinem Stuhl, jedes Winks des Gastes gewärtig. Wie mußte der einfache Dichtersmann innerlich lächeln, äußerlich aber Würde zeigen!

In einer anderen Gemeinde führte ihn der Gastgeber an das Krankenbett seines Vaters mit der Bitte, dem alten Herrn doch einige Gedichte und Verse zu sagen. Wie leuchteten die Augen des Kranken, wie hielten die alten, schwachen Hände die Hand des Vortragenden umschlossen! Und dann drückte der alte Mann einen Kuß auf die Hand des Dichters. Das war der Dank eines vor dem Sterben Getrösteten.

In der Schweiz — es war in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit in der deutschen Heimat — drückte ihm ein junges Mädchen ein Fünffrankenstück in die Hand mit den Worten: „Für die Arbeitslosen in Deutschland“. Woike hatte an diesem Abend sein Gedicht „Die Arbeitslosen“ gesprochen.

„Gesprochen“ — Fritz Woike las seine Gedichte meistens nicht, sondern sprach sie auswendig und schaffte so innigste Verbindung zwischen Dichter und Hörergemeinde. Ich erinnere mich eines Abends in Berlin. Beim Vortrag eines Gedichts stockte der Dichter plötzlich und mußte lächelnd bekennen: „Verzeihung, lassen Sie mich ein paar Sekunden nachdenken; mir sind die Verse entfallen.“ Die Leute hielten den Atem an, als ob sie damit dem Dichter helfen könnten. Aber schon ging es wie ein Aufatmen durch den Saal. Ruhig und gelassen wie vordem sprach der Dichter weiter. Fritz Woike gehörte zu den wenigen Dichtern, die ihre Verse auch gut vortragen können. Was er sprach und wie er es sprach — man hatte immer das Empfinden, daß die Gedichte Bekenntnisse sind, aus dem Herzen kommend und in die Herzen dringend. Für ihn waren die Vortragsreisen immer ein Quell der Freude und der Anregungen.

Daß seine Verse auch in den Losungen der Brüdergemeine erschienen und auch im Rundfunk gesendet wurden, war ein Zeichen dafür, daß diese Dichtungen in ihrer volkstümlichen Art Menschen aller Schichten ansprachen. Zum Schmerz vieler Gemeindeglieder der evangelischen Kirche wurden die Woike=Lieder in das neue Gesangbuch nicht aufgenommen. Die letzte Predigt, die Fritz Woike in seiner Heimatgemeinde mitanhören konnte, schloß mit seinem Gedicht:

Du hast mein Leben so reich gemacht,
dem heißen Sehnen Erfüllung gebracht.
All meine Sünden decktest du zu,
an deinem Herzen fand ich die Ruh'.

Viele Gedichte Fritz Woikes wurden vertont. Die Notenblätter des Evangelischen Sängerbundes brachten 34 Liedertexte von Woike. Auch der Christliche Sängerbund brachte im Laufe der Zeit viele Vertonungen von Woikegedichten heraus.

Als man nach dem zweiten Weltkrieg auf der Suche nach neuen Evangelisationsliedern war und man sich auch an Fritz Woike wandte als einem Dichter, der selbst durch die Not der Zeit gegangen war, lautete seine Antwort: „So etwas kann man nicht machen, das muß man sich selbst erst schenken lassen.“ Und dann kam nach langem Warten die Zeit, da der Quell der erwecklichen Texte durchbrach. Unter den vielen Liedern war es besonders ein Lied, das wohl überall in Deutschland in den Gemeinden und bei Evangelisationen gesungen wurde. Es ist das Lied „Warum trägst du deine Sorgen, deine Lasten so allein?“ Der Kehrreim der vier Strophen lautet: „Ew'ge Liebe wartet dein, Jesus will dein Heiland sein.“ Prediger und Festredner knüpften an diese Zeilen an, Freizeit-Bibelarbeiten wurden davon befruchtet, und mancher Zuhörer hat sich diese Worte aufgeschrieben und gewiß noch oft zu Hause gelesen und überdacht. Bei der Bibelbesprechung auf einer Freizeit hatte man auch

die Worte des obengenannten Kehrreims benutzt und zuletzt die Frage gestellt: „Welches ist wohl das wichtigste Wort in diesem Verslein?“ Es wurden vier Antworten gegeben:

Jesus will dein Heiland sein.
Jesus **will** dein Heiland sein.
Jesus will dein **Heiland** sein.
Jesus will **dein** Heiland sein.

Vor einigen Jahren stand ich am Grab einer Mutter und Ehefrau und einige Monate danach am Grab des Ehemanns der Heimgegangenen. Es hat mich jedesmal tief ergriffen, als nach der Traueransprache der Sohn mit seiner Frau und Tochter vortrat und — er war Chormeister verschiedener christlicher Chöre — das selbstvertonte Gedicht von Fritz Woike erklang:

Im Schatten deiner Flügel —
o wundervolles Wort —
im Schatten deiner Flügel
ist stets mein Ruheort.

Dort bin ich still geborgen,
wie auch das Wetter droht;
da fliehn die Erdensorgen
dem Himmelsmorgenrot.

Muß ich im Tod ermatten,
fallen die Augen zu,
in deiner Flügel Schatten
bring mich zu deiner Ruh'!

Letzter Gruß für die heimgegangenen frommen Eltern, Bekenntnis der Hinterbliebenen und Gebet, das noch lange nachklang in den Herzen derer, die als Trauergemeinde dabeigewesen waren:

„Bring mich zu deiner Ruh'!“

„Fürchte dich nicht!“

Einmal wird das Wunder Wahrheit,
einmal wird das Dunkel licht;
einmal in kristallner Klarheit
schaun wir Gottes Angesicht.

Man schrieb den 9. Oktober 1962. Ein sonniger Herbsttag. In den Losungen der Brüdergemeinde stand das Wort Jesaja 41, 13: „Ich bin der Herr, dein Gott, der deine rechte Hand stärkt und zu dir spricht: Fürchte dich nicht, ich helfe dir!“ Über diesem Tag steht ein Fragezeichen. Alle, die Fritz Woike kannten und liebten und von seinem Unfall am 9. Oktober hörten, werden dieses Fragezeichen, groß und schwarz, immer und immer wieder sehen. Und es wird langsam eintauchen in den Glanz des Wortes Gottes, wenn wir die Heilige Schrift aufschlagen und die Losung dieses Tages lesen mit seinem hochreißenden und tröstenden „Fürchte dich nicht!“

Über diesen Tag und sein leidvolles Geschehen berichtet die Tochter des Dichters, Ruth Woike:

„Wenn wir als Angehörige, die den Heimgegangenen sehr geliebt haben, von dem Unfall des Vaters sprechen müssen, wird uns das Herz sehr schwer. Und doch wissen wir, daß es Gottes Weg war, den Vater gehen mußte.

Vater hatte sich in den letzten Jahren körperlich wieder recht gut erholt. Sein Herz hatte sich sehr gebessert, und er fühlte sich meist wohl. Er pflückte selbst das Obst von den Bäumen im Garten, obwohl meine Mutter wie auch wir Kinder es nicht gern sahen und wir ihn oft baten, er möge es nicht tun. Vater hatte sich aber nie geschont, und es machte ihm auch Freude, in die Höhe zu klettern, zumal er völlig schwindelfrei war. Im Herbst 1962 hatten wir fast kein Obst auf den Bäumen, und Vater sagte, daß er dieses Jahr die Leiter nicht anzustellen brauche. Auf einem Birnbaum war aber ein Ast voller Früchte, die wollte Vater pflücken. Da brach ein Ast, auf den Vater sich gestützt hatte. Vater konnte sich wohl nicht halten und stürzte in die Tiefe. Er fiel so unglücklich, daß er noch in den Eingang zum Keller zu fallen kam und auf der letzten Betonstufe liegenblieb.

Er war sehr schwer verletzt. Das Becken war mehrmals gebrochen, ebenso die Schulter. Schädelbrüche und Gehirnerschütterung waren da, und der Körper war voller Blutergüsse. Vater muß noch schwere innere Verletzungen gehabt haben, denn die letzten Tage brach er nur noch Blut. Er war viel ohne Bewußtsein, hatte schwere Fieberphantasien, und vor

allem waren die Nächte furchtbar, wenn er sich von den Nagelungen losreißen wollte.

War er bei Bewußtsein, so versuchte er, sich durch Gebet Kraft zu holen. Wir sahen oft, wie er die Lippen bewegte, und glauben, daß er da gebetet hat. Mit Mutter hat er sogar ein geistliches Lied gesungen. Einem Freund, der ihn besuchte, sagte er, daß er mit Gott nicht hadern könne, wo Gott ihn in seinem Leben doch so wunderbar geführt habe. Er könne nur danken.“

Am Abend des 17. Oktober 1962 holte der Herr seinen Knecht und Sänger heim und machte wahr, was der Dichter einmal gebetet hatte:

„Du bist Zuflucht für und für,
liebeweite Rettungstür.“

Für diesen Tag lautete die Losung: „Gehe hin mit Frieden! Der Gott Israels wird dir geben deine Bitte, die du von ihm gebeten hast.“ 1. Sam. 1, 17.

Am 23. Oktober 1962 wurde in der Kirche in Bergisch Neukirchen die Trauerfeier gehalten. In dieser Kirche, die dem Wohnhaus Woikes näher war als die Kirche in Opladen, saß der Dichter fast jeden Sonntag im Gottesdienst und hat auch hin und wieder hier Gottesdienste gehalten.

Nach einem Orgelvorspiel sang die Gemeinde das Lied „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr“. Schriftworte und Gebete wurden umrahmt von Chorliedern nach Texten Fritz Woikes:

„Wo Menschenwege enden,
fängt Gottes Weg erst an . . .“

und F. Laukemanns:

„Es gibt ein wunderbares Wort,
das Wort von Herrlichkeit und ew'gem Leben.
Zum Himmel treibt's die Seele fort
und läßt sie gläubig zu dem Vater beten:
O Herrlichkeit, Herr, führe mich hinein
und laß mich ewig, ewig bei dir sein!“

Und als die Gemeinde sang: „Jesu, meine Freude“
— war es nicht wie ein Bekenntnis des heimgegan-
genen Gottesknechtes? Wie oft hatte die Welt um
ihn in Ungewittern gezittert, wie oft hatte es in
seinem Leben mit Macht geblitzt und gekracht und
hatten Sünde und Hölle geschreckt, und immer hatte
er es gewußt, bekannt und vorgelebt: „. . . dennoch
bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude.“

Die Predigt hielt Pfarrer v. Dreusche über das Wort
Psalm 17, 15: „Ich aber will schauen dein Antlitz in
Gerechtigkeit; ich will satt werden, wenn ich erwache,
an deinem Bilde.“

Schon vor Jahren hatte sich Fritz Woike dieses
Psalmwort für seine Traueranzeige gewählt. Dieses
Wort glaubender Hoffnung kann man als Fundament
und Rahmen mancher Gedichte Woikes bezeichnen. Es
war in seinem Leben das Fenster, das den Blick frei-
gab zur Ewigkeit, zum Throne des Herrn, dem sein
Leben gehörte und sein Dichterwerk.

Nun brauste die Orgel auf, und die Menschen, mit Tränen in den Augen und Wehmut im Herzen, sangen, und ich bin gewiß, daß mitsangen alle Engel und Erzengel und mit allen Heimgekehrten auch der Dichter Fritz Woike:

Gloria sei dir gesungen
mit Menschen und mit Engelzungen,
mit Harfen und mit Zimbeln schön.
Von zwölf Perlen sind die Tore
an deiner Stadt, wir stehn im Chore
der Engel hoch um deinen Thron.
Kein Aug' hat je gespürt,
kein Ohr hat je gehört
solche Freude.
Des jauchzen wir und singen dir
das Halleluja für und für.

Ein langer Trauerzug folgte dem Sarg auf dem Wege zum Friedhof. Pfarrer Böhm aus Opladen übermittelte Gruß und Dank der Gemeinde der Kreisstadt. Ein Platz sei leer geworden, denn immer wieder habe sich Fritz Woike spontan am Dienst um das Wort beteiligt. Der Evangelische Sängerbund, die Freie Evangelische Gemeinde, das Deutsche Kulturwerk und eine Duisburger Gemeinde, die schon vor Jahren ihr Gemeindehaus nach dem Dichter Fritz Woike genannt hatte, dankten am Grabe des Heimgegangenen für sein vielfältiges Wirken, dessen Wesen die Stille war, dessen Kraft aber aus dem Glauben kam.

Die meisten christlichen Zeitschriften und auch viele Tageszeitungen trugen die Trauerkunde vom Ableben des Arbeiterdichters Fritz Woike in alle Welt. Viele Blätter brachten Gedenkartikel. In den Herzen derer, die durch die Verse Woikes gesegnet, getröstet und aufgerichtet wurden, lebt der Dichter weiter. Es werden auch weiter seine Gedichte gedruckt werden, und das mit Recht!

Wer in die Enge gedrängt wird, hat nur einen Ausweg, den nach oben. Fritz Woike war in seinem Leben oft in der Enge, und immer wagte er den Schrei nach oben, von wo ihm die Antwort ward:

Herz, grüble nicht um morgen,
heut ist dein Schicksalstag!

So sind seine Gedichte Wegweiser nach oben. Lichter, die nach der Heimat weisen. Sie sind wie die Hand eines gütigen Menschen, die zart und doch fest führt.

Wir danken dem Ewigen, daß er uns diesen Mann und Bruder gab, der als Dichter uns Wegweiser, Weggenosse und Seelsorger war. Das Amt des Dichters ist das „Hinweisen“. Er weist auf die Dinge der Welt, des Alltags, der Natur. Aber er tut es so, daß hinter den Dingen der Schöpfer der Dinge und das Licht seiner Liebe aufleuchten. Und er zwingt uns so, uns diesem Licht zu nahen. Fritz Woike hat dieses Amt des Dichters in wunderbarer Weise erfüllt. Dafür danken wir ihm über das Grab hinaus.

Nun streuen Rosen wir dir auf dein Grab
als letzten Gruß, als letztes Deingedenken!
Wir wollen tiefer unsre Häupter senken
vor dem, der solchen großen Schmerz uns gab.

Du bist bei Gott und siehst von Angesicht,
was wir nur zitternd ahnen hier im Dunkeln.
Du darfst als Stern in Gottes Händen funkeln;
das gibt uns Trost in unserm Leid und Licht.

Wie hat dein Lied uns oft so froh gemacht,
wie konnte es uns heimatselig führen
und an die letzten Herzenssaiten rühren
und Sterne setzen in die tiefste Nacht!

Du bist bei Gott. Schlag uns der Schmerz auch schwer,
wir woll'n in Demut unser Trauern tragen.
Was du uns warst, wir können es nicht sagen.
Ein Fürst der Lieder? — Nein, du warst uns mehr!

Fritz Schmidt-König

Begegnung mit einem Gedicht Fritz Woikes

Und wieder tritt durchs Sternentor
der Nacht ein neues Jahr hervor.
Wir grüßen dich: Du Gast, tritt ein,
mög' deine Hand gesegnet sein!

Unsagbar schön ist der Blick in die klare, sternens-
übersäte Winternacht. Silbern hebt sich der Mond aus
dem dämmernden Smaragd des Himmelsdoms. Wir
stehen am Fenster und atmen die kalte Winterluft.
Die Luft der letzten Minuten dieses Jahres. Denn
jetzt — jetzt . . .

Zuerst ein einzelner dumpfer Ton der großen
Glocke vom fernen Dom — und dann folgen die Brü-
der dem ersten, bis zuletzt die Nacht erfüllt ist vom
Dröhnen und Klingen, Hallen und Singen der Kir-
chenglocken, die das neue Jahr einläuten.

Umglänzt von Millionen Sternen tritt das neue Jahr
hervor. Weiße, weiche Flocken Schnees fallen feierlich
und decken den Talweg, auf dem die Freunde zu uns
kommen. Und wie sie den alten Türklopfer betätigen,
so klopft gleichsam das neue Jahr an die Tür unseres
Lebens.

Wir grüßen dich: Du Gast, tritt ein!

Ganz gewiß — nur Gast ist es, das Jahr. Es kommt
und geht und hält in seinen Händen Schmerz und
Frohsein, Wolken und Sonnenlicht. Wir wünschen
viele, wir ahnen manches, aber wir wissen nichts.
Wir legen nur in unseren Gruß leises, zartes, zwin-
gendes Erbitten:

Mög' deine Hand gesegnet sein!

Wer aber sind wir? Das Rad der Zeit liegt nicht in unseren Händen, nicht unser ist das Jahr. Darum schreiben wir, wie die Väter es geschrieben haben: ANNO DOMINI — Jahr des Herrn — Gottesjahr. Das will doch sagen: Nicht *wir* beginnen das Jahr, nicht *wir* lenken die zwölf Monate und füllen sie mit unserem Willen.

Nein, nicht *wir* sind die Herren dieses Jahres, aber wir kennen den Herrn aller Zeiten und also auch den Herrn dieses Jahres. Und darum legen wir in unsern Gruß auch die Bitte:

Was du auch bringst, ob Lust, ob Leid,
web Himmelsglanz ins Erdenkleid,
daß wir in allem Weltgeschehn
die Vaterhände Gottes sehn . . .

Die „Vaterhände“ — nicht Herrenhände, die brutal hineingreifen ins Geschehen der Zeit, die zerreißen und zerschlagen und dies oft sinnlos tun. „Vaterhände“ — wie tröstlich das klingt, wie vertrauensvoll, wie zuversichtlich! Wo Vaterhände Gottes leuchtend zu sehen sind, da leuchtet auch das Antlitz seines Sohnes Jesus Christus auf. Noch hallen in unseren Ohren und Herzen die Weihnachtsglocken. Da liegt das Kind in der Krippe. O Vaterherz Gottes, hier strömt deine Liebe in die Welt! Nun dürfen wir um Jesu willen „Vater“ sagen zu dem Heiligen und Allmächtigen. Nun haben wir in harter Zeit, die voller

Ungewißheit und banger Fragen ist, die Gewißheit: Eine Hand ist da, eine Hand, die Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn. Die Hand, die sich königlich reckt und den Wettern gebietet, so daß der Sturm, der uns zu zerbrechen drohte, zur Stille und das aufgewühlte Wasser, vor dessen Todesrachen wir erschranken, zum silbernen Spiegel, umgrenzt von friedlichem Gestade, wird. Es darf uns nichts geschehen, was diese gütige Hand, diese Vaterhand nicht zuvor gehalten und geprüft hat. Im Blick auf diese Hand dürfen wir in heiliger Gelassenheit leben.

O daß wir im Glauben bei diesem Vater blieben! Darum fassen wir am Anfang des Jahres diese Hände und bitten:

Gib, Herr, in dieser harten Zeit
des Glaubens starke Männlichkeit;
laß uns in Not und Stürmewehn
auf Felsenrund gewurzelt stehn!

Schenk uns zum Heil in unsrer Not
der Liebe strahlend Morgenrot;
bind mit der Hoffnung Sonnenband
uns himmelfest ans Vaterland!

Der Weg in die Zukunft ist wahrlich keine Fahrt ins Blaue. Es wird oft ein dunkler Weg sein, von Blitzen überblendet. Aber wir gehen ihn im Namen des Vaters und auf sein Geheiß und wissen es, daß dieser Weg ein Ziel hat: die Heimat, „wo mich ohn' alle Maßen mein Vater trösten wird“. Der Blick auf

das Ziel wird Kraft geben zum Wandern und zum Handeln.

Bind mit der Hoffnung Sonnenband
uns himmelfest ans Vaterland!

Wie klingt doch in diesem Satz das Verlangen auf, nicht allein zu bleiben in der Fremdlingschaft! Nicht Erdenband schöner Gefühle und Empfindungen und feierlicher Stunden soll unser Herz binden und ziehen. Wie leicht zerreißt dieses Band im Sturm, wie leicht geht es verloren in Stunden nächtlichen Verzagens! Nein, himmelfeste Seile, und das sind doch die Seile der Liebe Gottes, sollen uns an die Ewigkeit binden, daß wir auf dem Weg das Ziel nicht verfehlen.

Die Glocken haben aufgehört zu läuten. Nur noch ein paar letzte Töne verklingen wie verloren in der Nacht. Ein paar Töne wie die der Totenglocke. Auch sie wird im neuen Jahr oft angeschlagen werden. Ob ihr Totengesang dann *mir* gilt? Dies Jahr kann mein letztes sein. Es kann geschehen, daß der Herr über Tod und Leben mir in diesem Jahr die Tür öffnet, über deren Schwelle ich aus dieser Zeit in seine Ewigkeit trete. Es kann in diesem Jahr die Stunde kommen, da „mir am allerbängsten wird um das Herze sein“. Diese silvesternächtliche Stunde stellt mir die Frage des Todes. Wir alle werden gefragt.

Verschieden wird die Antwort sein. Wir wollen die Antwort geben, und diese Antwort wird ein Gebet sein:

Und soll dies Jahr das letzte sein,
nimm uns in deinen Himmel ein!
Es möge kommen, wie es will,
in deinen Armen sind wir still.

Den Tod kann man immer nur einsam sterben, auch wenn einen die Arme des liebsten Menschen halten. Man stirbt immer ganz allein. Und man kann doch die Hände ausstrecken nach den Händen, die sich uns gern unter den Kopf legen, wenn unser Atem schwer geht. Die Hände, durchbohrt am Kreuz, die auch durch des Todes Türen träumend führen können. Die Hände und Arme, die mich gehalten haben bis zum letzten Augenblick, und die mich jetzt erst recht halten, stark und fest, und in denen ich still werde, ganz still.

So möge kommen, was da will! Wir stehen getrost und dankbar und voll fröhlicher Hoffnung im Tor des neuen Jahres. Die Vergangenheit, das letzte Jahr mit aller Schuld, mit seinen Versäumnissen und Sünden, wir haben es geworfen in den Abgrund der ewigen Barmherzigkeit. Wir haben eine Zukunft; der neue Morgen bricht an, und Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, auch an diesem Neujahrsmorgen.

Nachwort

Der Verfasser sagt herzlichen Dank der Gattin des Dichters und seiner Tochter Ruth für freundliche Hinweise, ebenso dem Sohn, Herrn Dr. Siegfried Woike, für Überlassung des Umschlagphotos.

Benutzte Literatur

Fritz Woike: Aus dem Bilderbuch meines Lebens. Verlag Goldene Worte, Stuttgart.

Fritz Woike: Wegspuren. Oncken=Verlag, Kassel.

Die in diesem Buch angeführten Gedichte sind folgenden Gedichtbänden Fritz Woikes entnommen:

Fallendes Korn. Schriftenmissions=Verlag, Gladbeck.

Von deiner Güte will ich singen. Verlag Emil Müller, Wuppertal=Barmen. (Vergriffen)

Herzschlag der Zeit. Verlag Emil Müller, Wuppertal=Barmen. (Vergriffen)

Die Heimat spricht. Verlag Emil Müller, Wuppertal=Barmen. (Vergriffen)

Vom gleichen Verfasser erschienen in der Reihe
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“:

Band 91

Eduard Graf von Pückler

Ein Ritter Gottes

Band 112

Hermann Menge

Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer

Band 125

Käthe Luther

Die Weggenossin des Reformators

Jeder Band kartoniert DM 2,20

*

Außerdem erschienen von Fritz Schmidt-König:

Geliebte Mutter

Ein Mutterbüchlein

mit Scherenschnitten von Margarete Post

47 Seiten. Kartoniert DM 1,60

Es wird nicht dunkel bleiben

Ein Trostbüchlein

mit Scherenschnitten von Margarete Post

48 Seiten. Kartoniert DM 1,60

Loben, Lieben, Leiden, Leuchten

Gedichte und Sprüche

64 Seiten, Zweifarbendruck. Kartoniert DM 1,50

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN UND BASEL

FRITZ WOIKE (1890–1962) ist durch seine Gedichte weithin in allen christlichen Kreisen bekannt geworden. Es war ein weiter Weg, gezeichnet von den Schatten der Not und der Armut, bis der Quell seiner Lieder und Gedichte zu fließen begann und die Erfolge seiner Gedichtbände ihm eine größere Unabhängigkeit brachten. Als Arbeiterkind wuchs Fritz Woike im Schatten eines großen Mietshauses in Breslau unter ärmlichen Verhältnissen auf. Durch den stillen Liebesdienst einer Diakonisse fand der junge Gärtner den Weg zu Jesus, und damit erhielt sein Leben eine ganz neue Richtung. Der erste Weltkrieg vereitelte seinen Plan, als Diakon ins Rauhe Haus nach Hamburg zu gehen. Die schweren Nachkriegsjahre mit ihrer Arbeitslosigkeit zwangen den inzwischen Verheirateten, sich um eine andere Arbeit zu bemühen. So fand er schließlich eine Tätigkeit im Eisenbahnbetriebswerk in Opladen, die er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1947 ausübte. Inzwischen war der christliche „Arbeiterdichter“ so bekannt geworden, daß er von Jugendgruppen, Kirchengemeinden und Freikirchen immer wieder zu Vortragsabenden oder Evangelisationen gebeten wurde. Ein erfülltes, gesegnetes Leben ging zu Ende, als Fritz Woike im Oktober 1962 an den Folgen eines Unfalls starb. Wenn auch die meisten seiner Gedichtbände heute vergriffen sind, so leben einzelne seiner Verse doch in der christlichen Gemeinde weiter. Auch in den Losungen der Brüdergemeine findet man des öfteren seinen Namen.